

Klassik: Komponistin Adriana Hölszky spricht in Mannheim

Zeitgenosse Schubert

Von unserem Mitarbeiter
Hans-Günter Fischer

„Schubert ist mein Lieblingskomponist“, sagt Adriana Hölszky. So was muss man nicht begründen, und auch Dramaturgin Dorothea Krimm fragt beim Gespräch im Opernhaus des Nationaltheaters nicht nach dem

Warum. Die Werke sprechen für sich selbst. Die Werke Schuberts sowieso, aber die Werke Hölszkys ebenfalls: „An Schubert“ sind zwei schon vor 25 Jahren komponierte

Streichquartette Hölszkys adressiert. Ihr Haupttitel heißt „Hängebrücken“, die fragilen Konstruktionen spannen sich über die Tiefen Schuberts. Bei der Mannheimer Veranstaltung, die in Zusammenarbeit mit der hiesigen Gesellschaft für Neue Musik Begleitprogramm der Hölszky-Oper „Böse Geister“ ist (Uraufführung am 31. Mai im Rahmen von Theater der Welt), begeht man nur die erste dieser „Brücken“.

Doch die Interpretin sind Berufe: Das Nomos Streichquartett war schon bei der Premiere 1989 tätig, und bis heute wagen sich nur wenige Ensembles an das äußerst anspruchsvolle Stück. Sämtliche Spielschritte dieser überreichen Partitur tatsächlich auszuführen, ist kaum möglich, doch Nomos gibt sich alle Mühe. Mittlerweile schaffen sie noch ein paar Töne mehr, scherzt der Primarius Martin Dehning. Flageolets, Glissandi, Tremoli und viel Geräuschhaftes - das Klangbesteck der Avantgarde kommt hier zum Einsatz. Manchmal hört man auch ein Knarzen, wenn nicht Quietschen, als ob eine alte Tür geöffnet würde. Doch von Schubert wird sie nicht durchschritten. Er west eher ab als an.

Kantilenen blühen in vollem Maß
Nicht die Harmonik ihres Lieblingskomponisten werde in den „Hängebrücken“ ausgebaut, sondern seine „Pulsation“, sagt Hölszky: „Schubert ist ein Zeitgenosse“ – weil er schon erkannt habe, dass das „Kontinuum nur eine Illusion“ sei. In „Der Tod und das Mädchen“, seinem vorletzten Quartett, lassen die Musiker die Streicher-Kantilenen bloß in Maßen aufblühen. Diese entfleuchen freilich auch akustisch in den hohen Bühnenturm des Opernhouses.

Schauspiel: Mit „Coming to See Aunt Sophie“ wartet das Theaterfest Here & Now im TiG7 mit einer Uraufführung auf

Kriegsdrama auf Amerikanisch

Von unserem Mitarbeiter
Dennis Baranski

Schnell ist das Schweigen gebrochen – zumindest auf der Bühne des Theaterhauses in G7. Tatsächlich kostete es den französischen Regisseur Claude Lanzmann rund ein Jahr Überzeugungsarbeit, bis er Jan Karski als Zeitzeugen für seinen Dokumentarfilm „Shoah“ gewinnen konnte. Nie wieder, das versprach Karski seiner Frau, wolle er über seine Erlebnisse im Zweiten Weltkrieg sprechen und gab doch ein letztes Interview.

Hier setzt der amerikanische Dramatiker Arthur Feinsod an und lässt den im Jahr 2000 verstorbenen Juristen und Diplomaten erneut Zeugnis ablegen. Sein Stück „Coming to See Aunt Sophie“ wurde im Rahmen des englischsprachigen Theaterfestivals Here & Now als Koproduktion zwischen dem TiG7 und dem US-amerikanischen Crossroads Repertory Theatre aus Indiana nun uraufgeführt.

Die Transporte und das Sterben

Es sind Berichte von so unvorstellbarem Grauen, dass dem Boten des polnischen Untergrunds zu Kriegzeiten kaum jemand Glauben schenken konnte. Dabei stammen die Informationen aus erster Hand: Unter Einsatz seines Lebens ließ sich Karski in das Warschauer Ghetto einschleusen, schaffte es sogar in das Auffanglager Izbica, sah die Transporte und das Sterben. Mehr Grauel, als ein Mensch allein ertragen kann, weshalb Feinsod und Regisseur Dale McFadden ihrem zutiefst traumatisierten Karski (Brad Venable) den jungen zur Seite stellen.

Voller Pathos füllt Josh Krause die Erinnerungslücken, ersetzt Zweifel und Ängste aus der Rückschau durch Pflichtbewusstsein und Entschlossenheit. Vor allem naiv sei er damals gewesen, hält der alte Karski dagegen und erinnert seiner Zeit als Offizier. Nach dem deutschen Überfall geriet er in sowjetische Gefangenschaft und wurde schließlich an die Wehrmacht überstellt. Ihm gelingt die Flucht, um bald wieder im Auftrag des Widerstands in das besetzte Polen zurückzukehren. Es folgen weitere Kurierdienste, bis er abermals gefasst und in Gestapohaft gefoltert wird.

Die amerikanische Lesart wird hier grundsätzlich: Loyalität und Patriotismus stehen im Verhör unvereinbar seinem katholischen Glauben gegenüber – dazwischen der



Sie sind Mutter, Schwester, Nonne, Sympathisantin, Filmer, Bruder, Opfer oder Scherge: Julie Dixon, Alex Miller.

Suizid als ultimativer Ausweg. Er überlebt und flieht erneut.

Wenige Requisiten, einige Schals und Mützen von ähnlicher Farbe und nahezu identischer Beschaffenheit, müssen dabei Julie Dixon und einem famos aufspielenden, einmal quer durch europäische Akzente hetzenden Alex Miller genügen, um alle übrigen Rollen ausdifferenzieren. Und davon gibt es reichlich: Mutter, Schwester, Nonne oder Sympathisantin auf der einen, Dokumentarfilmer, Bruder, Opfer oder Scherge auf der anderen Seite – um nur einige zu nennen.

Letztlich bleibt es allein an den Darstellern, den epischen Stoff aus einer dramatischen Form zu gießen. Doch aller gebotene Spieleifer vermag nicht die engen Fesseln des McFadden'schen Regiekorsetts zu sprengen. Über die Dauer von mehr als zwei Stunden reiner Spielzeit bleibt der Abend statisch. Das ist nicht zuletzt Feinsods Anspruch auf Vollständigkeit geschuldet. Unbeeirrt

werden hier Stationen eines sehr bewegten Lebens chronologisch durchexerziert und sich allzu gern in biografischen, wenig handlungstreibenden Details verstrickt.

Mit der Untergrund-Erkennungsformel „Coming to See Aunt Sophie“ schafft es Karski schließlich doch noch bis zu Präsident Roosevelt, seine Warnungen und konkreten Empfehlungen – wie etwa das sofortige Zerstören der Gleise – bleiben jedoch ohne Folgen. Das Morde geht auch nach seinem erschütternden Report weiter. Mit streng konservativer Feder erdichtet, ist es aber nicht am Stück, die Verantwortung der Alliierten zu hinterfragen.

Stattdessen stellt Feinsod sein Kriegsdrama in die Tradition bekannter amerikanischer Vorbilder und sucht die Schuld à la „Schindlers Liste“ beim Individuum. Selbstwürfe plagen den hochdekorierten Kriegshelden letztlich, über die Ausnahmeerscheinung Jan Karski ist da längst nichts mehr zu erfahren.

Jan Karski

■ Als Jan Kozielowski am 24. April 1914 in Lodz geboren, absolvierte er ein Studium der Rechtswissenschaft und Diplomatie an der Universität Lemberg. Nach einem einjährigen Militärdienst wurde er als Diplomatieanwärter im polnischen Außenministerium unter anderem in Genf, London und Warschau ausgebildet.

■ Im Krieg machten ihn seine Sprachkenntnisse zum wichtigen Kurier zwischen der Exilregierung in London und der Polnischen Heimatarmee.

■ Als Mitarbeiter der Exilregierung konnte er nach dem Krieg nicht in die sozialistische Volksrepublik Polen zurückkehren. Er behielt seinen Decknamen Karski, ließ sich in den USA nieder und hielt Vorlesungen an der Georgetown University Washington. Im Buch „Story of a Secret State“ hielt er seine Erlebnisse bereits 1944 fest. Karski starb 2000 in Washington D.C.

ANGEKREUZT

Tilman Michael geht

MANNHEIM. Mannheims Chordirektor Tilman Michael (Bild) verlässt das Nationaltheater zum Ende der Spielzeit. Michael wechselt nach Frankfurt ans renommierte Opernhaus von Intendant Bernd Loebe. Michael wurde 1975 in Stuttgart geboren, studierte an den Musikhochschulen Stuttgart und Köln Violoncello, Klavier sowie Dirigieren. Im Mittelpunkt seines Interesses stand jedoch zu jeder Zeit das Phänomen Chor. Auch bei den Bayreuther Festspielen assistierte er dem dortigen Chordirektor. Ein Nachfolger ist in Mannheim noch nicht bestimmt. *dms*



Der gute alte Jazzclub

MANNHEIM. Caroll Vanwelden singt im Rahmen der Thomas Siffling's Nightmoves im Theatercafé am heutigen Montag um 20.30 Uhr ihre beliebtesten Lieder aus den 40ern auf ihre eigene Art und Weise. Mit „Don't Explain – Songs of the 40s“ holt sie ihr Publikum zurück in die gemütlichen Jazzclubs jener Zeit. Die Belgierin tritt mit Thomas Stabenow (Kontrabass), Daniel Prandl (Klavier) und Bernhard Sperrfächer (Gitarre) auf (Tickets zu 11/6.50 Euro beim NTM: 0621/1680 150). *las*

KLASSIK-TIPP

Liederabend mit Heike Wessels

In der Montagehalle des Nationaltheater Mannheim (Mozartstraße) gibt Sopranistin Heike Wessels am Mittwoch, 14. Mai, 20 Uhr einen Liederabend. Am Klavier spielt Martin Günther (Info: 0621/1680 150).

Schauspiel: Third Angel und Mala Voadora auf der Suche

Dichtung und Wahrheit

Agenturen, die gegen Bezahlung Entführungen organisieren und ihre Kunden mit einem Sack über dem Kopf fesseln. Gibt es nicht? Das Performance-Kollektiv Third Angel hat davon gehört. In gemütlicher Wohnzimmeratmosphäre gaben die Briten gemeinsam mit der Live-Art-Gruppe Mala Voadora aus Lissabon im Rahmen des englischsprachigen Theaterfestivals Here & Now am Theaterhaus in G7 bei „What I Heard About the World“ diese und noch viele andere Überlieferungen zum Besten.

Zum unmotivierten und gerade darum herrlich komischen Gitarren-Geklappfe von Chris Thorpe, schwelgen die drei Geschichtenerzähler in einer vermeintlich besseren Welt. Von einem Ort, an dem Tomaten noch schmecken, berichtet der Portugiese Jorge Andrade. Solche Plätze gibt es, darin ist man sich einig, doch wo genau, weiß niemand. Also begeben sie sich auf die Suche, schlagen einen Haken über eigentümliche Bestattungsriten in Singapur und landen prompt bei einem Problem: Der steigende Meeresspiegel versetzt Alexander Kelly in Sorge um Strände und Inseln.

Urbritischer Humor

Würde nun jeder Erdenbürger täglich einen Liter aus Ozeanen trinken, sei der Fall gelöst. Nicht weil die Wassermenge sinkt, sondern, und das beweist Thorpe im Selbstversuch, da sich der Salzgehalt als reichlich unbekömmlich erweist. Kurzum: weniger Menschen, weniger Verschmutzung, gesündere Polarbären.

Mit viel trockenem, urbritischem Humor ausgestattet, führt die Reise des Trios vorbei an einem israelischen Radiosender, der bis zum Ernstfall ausschließlich Stille sendet, über Esel mit aufgemalten Zebrastrifen im Zoo von Gaza bis hin zu den entindividualisierten „Nataschas“ aus Georgien, die wahren- gleich in die EU geschmuggelt werden. Dabei enthalten die klug gestrickten, durchweg amüsanten Kolportagen zumeist nur ein Fünkchen Wahrheit, hinter jeder aber steht ein existenzbedrohender Konflikt. Derart nachdenklich gestimmt, scheint nur eines klar: Den schönen Ort haben wir längst gefunden.

Tanz: Mit „Inseln“ zeigt Eric Trottier unsere Wandlung von der Kreatur zum Kulturwesen

Grundsätzliches wie das Leben

Von unserer Mitarbeiterin
Sibylle Dornseiff

Der Anfang ist philosophisch, abstrakt und ernst. Das Ende konkret und humorvoll. In den 75 Minuten dazwischen spürt der Choreograph Eric Trottier grundsätzlichen Dingen wie dem Leben nach. Dafür kreiert er in seinem im Mannheimer Theater Felina Areal uraufgeführten Stück „Inseln“ eine abgeschlossene Situation (der Raum wird durch senkrechte Stahlseile strukturiert), in der sich zwei Frauen und zwei Männer zum Sounddesign von Jörg Ritzenhoff zurechtfinden müssen.

Den Franco-Kanadier, der zu Zeiten von Philipp Talard ans Nationaltheater kam und 2011 in Mannheim die La-Trottier Dance Company gründete, interessiert vor allem, ob, wie, wann sich der Mensch von einer Kreatur zu einem kulturellen Wesen entwickelt. Dafür hinterfragt er französische Philosophen wie Jacques Lacan und Alain Badoui („Die Frau ist der irdische Beweis, dass Gott nicht existiert“) und gelangt zum Schluss, dass vor allem der Fortpflanzungsdrang des Männchens das Überleben sichert.

Optisch gibt es zwischen den vier Kreaturen Michelle Cheung, Katha-

rina Wiedenhofer, Lukas Leopold und Tobias Weikamp kaum einen Unterschied: Alle tragen weiße Sport-Shorts, ein weißes, den Rücken nur halb bedeckendes Oberteil und durchsichtige Plastikstiefel. Sofern sie Haare haben, sind sie in Zöpfe geflochten (Ausstattung Melanie Rieger). Auch ihre Bewegungen sind weitgehend identisch. Auf dem Boden wird gekrochen und sich gewunden, anspruchsvolle Falls (Sprünge mit Bodenlandungen) kennzeichnen die Zwischenbeine, die Bewegungen auf zwei Beinen sind abgehakt, roboterhaft und konterkariert im ersten Teil das per Bandstimme eingespielte Mantra „Das heutige Thema ist Weiblichkeit, Fraulichkeit“.

Die entwickelt sich erst im zweiten Teil mit mal liebevollen, mal mit handgreiflichen Kontakten, aber auch und mit Geschlechterkämpfen in Form von Pas de deux. Wer da wen unterdrückt, bleibt jedoch offen. Auf der Bühne scheint es der Mann zu sein, doch im Hintergrund lockt das Weib („Voulez vous coucher avec moi“) und stellen Trottiers in Verse gefasste Gedanken über männliche Unzulänglichkeiten alles infrage. Das anfangs rätseln, letztlich aber amüsierte Publikum dankte mit herzlichem Applaus.



Die vier Trottier-Tänzer Cheung (v.l.), Wiedenhofer, Leopold (h.l.), Weikamp. BILD: FELINA

Jazz: Billy Cobham und Band im Weinheimer Cafe Central

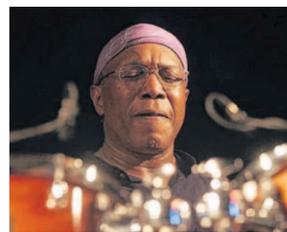
Runderneuerter Fusion begeistert noch immer

Von unserem Mitarbeiter
Andreas Ahlemann

Galt er in den Siebzigern als einer der einflussreichsten Drummer des Jazzrock, der als Gründungsmitglied des legendären „Mahavishnu Orchestra“ mit seinem anspruchsvollen Spiel die Schlagzeuger-Szene aufmischte, so ist ihm die Neugier auf seine heutige Musik sicher. Der gebürtige Panamäer, der seit langem in der Schweiz lebt, spielt derzeit zwar eher auf kleinen Bühnen, doch wer Billy Cobham mit seiner bestens eingespielten Band im Weinheimer Cafe Central hört, ist noch immer beeindruckt. Mit fast siebzig wirkt er gut durchtrainiert und ist nach wie vor die Energiezelle in seinem Quintett.

Stilistische Treue

Von einer Tournee ins südliche Afrika hat er die Impressionen für sein derzeitiges Projekt mitgebracht. Auch wenn einige Klassiker wie „Stratus“ oder „Red Baron“ noch im Programm sind, machen die Kompositionen aus „Tales from the Skeleton Coast“ doch den Großteil seines Konzertes aus. Stilistisch bleibt sich der Mann, der mit allen namhaften Jazzmusikern produziert hatte, treu. Verändert haben sich jedoch seine Kompositionen. Ohne Blasinstrumente, dafür aber mit den herausragend im-



Drummer Billy Cobham. BILD: COBHAM

provisierenden Kollegen, Camelia Ben Naceur und Jean-Marie Ecay an Keyboard und Gitarre, schreibt Cobham heute deutlich komplexere Werke. Auch wenn man seinem Trommelspiel noch die Stilistik des elektro-akustischen Fusion-Jazz der Zeit um die revolutionäre „Bitches Brew“-Produktion anhört, klingen seine Kompositionen heute wie runderneuerte, reifere Fortentwicklungen von damals. Selbstbewusst, dicht und doch gefühlvoll spielt der Ausnahmekünstler, dessen Bassist, Michael Mondesir, und Violinist, Christophe Caverio, eher im Hintergrund wirken, auch heute noch technisch komplex. Doch in seinen teilweise mit vier Stöcken getrommelten Soli macht er sein Schlagzeug nicht zum Fetisch, sondern wirkt eher als Primus inter Pares, der den Gesamtklang seiner Musik stets respektiert.

Termine: 15.-17. Mai, 3./4. Juli (Info/Karten: 0621/3 36 48 86).